

Kapitel III

Nagasacki

Feiern des *madzouri* (großen Festes) von Nagasacki – Theater – Ringer – Gaukler – Das Viertel der *djoro-jas* oder *Teehäuser* – Seine Einwohner: *o-bassan-djoro*, *kaméron*, *ghéko*, *o-doori* – Abreise aus Nagasacki

Der japanische Olymp beherbergt eine große Anzahl an Göttern und Halbgöttern, auch die Feste sind im Kalender im Überfluß vorhanden.⁹ Einige gehen glanzlos vorbei; aber anlässlich der würdevolleren *madzouris* (das ist der Name, den man ihnen gibt) ist das ganze Volk in Unruhe: Das ist eine Gelegenheit, die es mit Eifer nutzt, um großen Essen und prächtigen Vorstellungen beizuwohnen, kurz: um sich zu zerstreuen und sich der ganzen Ausgelassenheit seines Wesens hinzugeben. Ich hatte das große Glück, mich in Nagasacki zu befinden, als man das Fest des Stadtgottes beging. Das ist das *madzouri* im wahrsten Sinne des Wortes, und es bot mir für drei Tage kuriose Dinge zur Beobachtung und zur Unterhaltung. Der Gouverneur, ein liebenswerter und vornehmer Herr, zu dem ich Beziehungen geknüpft hatte, die ich in guter Erinnerung behalten habe, ließ meinem Gastgeber, dem amerikanischen Konsul, kurz vor dem Fest ausrichten, daß er Plätze habe vorbereiten lassen, die es uns erlaubten, den Schauspielen beizuwohnen, die man unter freiem Himmel zu Ehren des Schutzgottes der Stadt Nagasacki darbot. Am angegebenen Tag versäumten wir nicht, uns dorthin zu begeben.

⁹ Die größten Feste werden im ersten, zweiten und fünften Monat des Jahres gefeiert. Der Tag des neuen Monats wird wie bei uns gefeiert. Man macht sich gegenseitig Besuche und Geschenke, und der Gebrauch von Besuchskarten ist bei dieser Gelegenheit noch weiter verbreitet als in Frankreich. Der zweite Monat (*Ni-gouats*) ist der Monat, in dem das große Fest der Frauen gefeiert wird; der fünfte (*Go-gouats*) ist den Männern gewidmet. Die in diesem Monat geborenen männlichen Kinder gelten als prädestiniert für eine glückliche Existenz.

An diesem Tag feierte die ganze Stadt: Die Straßen waren verlassen, die Geschäfte geschlossen, und die wenigen Passanten gingen in Festtagskleidung in schnellem Schritt auf das Viertel zu, in dem man das *madzouri* feierte. Dort war eine große Menschenmasse, zusammengedrängt und fröhlich, aber ruhig und harmlos. Mit dieser Höflichkeit, die die Japaner nie ablegen, machte man uns eifrig Platz; man schien zu sagen: »Hier sind Fremde, man nehme Rücksicht auf sie, wie es Gästen gebührt.« So überquerten wir einen Platz, auf dem Ringer eine ihrer Übungen beendeten. Nachdem wir eine große Treppe erklommen hatten, befanden wir uns vor dem abgesperrten Gelände, wo die Theateraufführung stattfinden sollte. Ein Offizier erwartete uns am Eingang. Nachdem er uns mit einer tiefen Verbeugung begrüßt und die Überraschung ausgedrückt hatte, uns so wenig zahlreich zu sehen, führte er uns in eine abgedeckte Loge neben jener, die der Gouverneur und die wichtigsten Offiziere seines Hauses einnahmen. Man hatte die Voraussicht gehabt, die Loge mit Bänken nach unserer Gewohnheit zu versehen, denn die Japaner haben die Angewohnheit, sich auf den Boden zu setzen, ebenso mit einem Tisch, auf dem im Überfluß serviert war, was die japanische Küche an besonders Exquisitem bietet: Reis, Fisch roh und gekocht, Eier, Gemüse, Früchte, Süßigkeiten, süßen Wein aus Osakka, *sakki* (Schnaps aus Reis) und Tee. Kaum hatten wir uns gesetzt, brachten Diener Pfeifen und Tabak herbei. Einige Minuten später schickte uns der Gouverneur einen seiner Offiziere, begleitet von einem Dolmetscher, um uns für die Annahme der Einladung zu danken. Seiner Meinung nach sei es ein unser kaum würdiges Schauspiel, das er uns bieten könne, aber er hoffe, daß wir bei unserem Urteil seinen guten Willen, uns etwas Zerstreuung zu verschaffen, bedächten.

Meine Begleiter und ich waren ganz anderer Meinung. Das Schauspiel vor unseren Augen war ebenso abwechslungsreich wie interessant. Vor uns erstreckte sich ein großer,

weiter Platz; darum herum, durch die Anwesenheit des Gouverneurs in respektvoller Stille gehalten, drängte sich die Menge. Man hatte den Kindern die besten Plätze gegeben. Schon die zu sehen, war ein Vergnügen; mit den kleinen, gut rasierten Köpfen, die einen in Gewändern aus leuchtender Seide, die anderen in solchen aus Baumwolle, aber alle sauber und gut genährt, nach allen Seiten voller Neugier und lebhafter Aufmerksamkeit schauend. Hinter ihnen hielten sich die Eltern auf, ernste Männer in langen, dunklen Gewändern, um die Nieren gehalten durch einen schmalen Gürtel (*obi*), an den man das Schreibzeug, den Tabakbeutel, die Pfeife und den Fächer hängt. Die Frauen sind auffälliger gekleidet, ihre schönen Haare sind mit Sorgfalt gekämmt, geschmückt mit langen Nadeln und betont durch Kämmen aus gelbem Schildpatt. Sie sind im Übermaß geschminkt, das Rot und das Weiß bilden einen dicken Anstrich auf ihrer Stirn, ihrem Hals und ihren Wangen. Die Mutigeren haben ihre Lippen vergoldet, den Anspruchsloseren genügt es, sie mit Karmin zu röten. Die verheirateten Frauen haben, der Sitte folgend, die Augenbrauen rasiert und die Zähne geschwärzt, was in unseren Augen weit davon entfernt ist, sie schöner zu machen.¹⁰ Die jungen Mädchen dagegen, die das Gesetz nicht diesem barbarischen Brauch unterwirft, sind entzückend: sie haben die schönsten Zähne der Welt, sanfte Augen, schwarze und schön geschwungene Augenbrauen; ihr Gesicht ist ein makellores Oval, ihre Taille schlank, ihre Figur graziös und ihr Auftreten voller Naivität und häufig von bemerkenswerter Vornehmheit. Man muß sie sich ansprechen sehen,

¹⁰ Weiße Zähne und wohlgeformte Augenbrauen sind auch in den Augen der Japaner notwendige Attribute der Schönheit. Indem sie sich nach der Hochzeit häßlich machen, bringen die Frauen ein Opfer, dessen Wert man nicht verkennen sollte. Wenn sie Mutter einer Familie werden, ist ihre Pflicht, treue Gattin und sorgende Mutter zu werden. Ihre Schönheit wird eine Eigenschaft, mit der sie sich nicht mehr viel beschäftigen dürfen, und um zu zeigen, daß sie jeden Anspruch auf ansprechendes Aussehen aufgeben, unterwerfen sie sich dem Brauch, sich die Zähne zu schwärzen und die Brauen abzurazieren.

mit tiefen Verbeugungen und liebenswertem Lächeln, man muß sie im Vorbeigehen eine zu der anderen sagen hören: *Má-pira gómen assái* (eine Bitte um Verzeihung für eine bloß gedachte Verfehlung), um überzeugt zu sein, daß das japanische Volk, in all seinen Vertretern, das leutseligste und höflichste Volk der Welt ist.

Plötzlich entsteht großer Lärm: Die Menge teilt sich und läßt vor ihren Reihen eine Truppe von Wanderschauspielern passieren. Die ersten spielen Querpfeife, Handtrommel, große Trommel und *sam-sin* (Gitarre mit drei Saiten); weitere sind beladen mit Bohlen und Handwerkszeug; die letzten sind zu dritt, und jeder von ihnen hat ein Kind von zehn bis zwölf Jahren, bizarr geschminkt und ausgestattet, auf seinen Schultern sitzen. Einen Augenblick später haben die Bühnenbauer die Szene arrangiert und die Dekoration hergerichtet. Die Handlung wird in einem Garten spielen; dort gibt es Sträucher, Bäume, ein kleines Häuschen; schon die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Die Musiker haben Platz genommen; die drei Kinder recken sich auf den Planken des improvisierten Theaters und lassen sich von den Garderobieren mit Sorgfalt die Unordnung ihrer Kostüme richten; der Direktor ist auf seinem Platz; drei Schläge auf die Handtrommel, und die Vorstellung beginnt.

Ich habe weder die Schönheiten noch die Details des aufgeführten Stückes begriffen; es war ein Gewebe von Deklamationen und Unwahrscheinlichkeiten. Vor allem beeindruckte mich die Selbstsicherheit der jungen Schauspieler, die nie auch nur ein Moment des Zögerns oder der Verlegenheit zu befallen schien. Die Geschichte war sehr einfach. Ein junger Mann spricht einem jungen Mädchen von Liebe, ein alter Mann erwischt sie bei diesen Vertraulichkeiten. Gewalttätige Szene. Die beiden Männer ziehen die Säbel aus der Scheide und kreuzen sie, während sie sich mit Beschimpfungen überhäufen; das junge Mädchen weint und mischt sich schließlich in den Kampf, indem es den Alten meuch-

lings angreift; er stürzt, und der Liebende tötet ihn. Kurz darauf erscheint der Tote wieder im Kostüm einer Gottheit und segnet das junge Paar, das von dem begangenen Mord nicht das leiseste Schuldgefühl zurückbehält. Im Gegenteil, alle drei stürzen sich, um diesen glücklichen Tag zu feiern, in einen wilden Tanz; das Orchester wiegelt sie mit einem Wirbel auf, der auf einem Höhepunkt plötzlich abbricht. So hört alles auf, die Kinder steigen wieder auf die Schultern ihrer Träger, das Theater wird abgebaut, und die Truppe, Musik voran, zieht sich auf dem Weg wieder zurück, auf dem sie gekommen ist. Sie macht anderen Schaustellern Platz und wird ihr kleines Drama vor anderen Zuschauern wiederholen, die sie an einem anderen Punkt der Stadt erwarten. Die Vorstellung jedes Stücks dauert zwischen fünfzehn und zwanzig Minuten, Auf- und Abbau des Theaters eingeschlossen; die Pausen übersteigen zehn Minuten nicht. Seit neun Uhr am Morgen hat die Zuschauerschaft schon ein halbes Dutzend Truppen vorbeiziehen sehen, und bis Sonnenuntergang werden es wohl noch einmal zwanzig sein. Nachdem wir fünf oder sechs Vorstellungen beigewohnt haben, von denen ich nicht viel verstanden habe, die sich aber insofern ähnelten, als jede drei Kinder als Darsteller hatte, verließen wir schließlich das Schauspiel, um die anderen Belustigungen des großen *madzouri* von Nagasacki zu besichtigen. Wir ließen dem Gouverneur unseren höflichen Dank übermitteln, der einem seiner Offiziere gebot, uns überallhin zu begleiten, wohin wir gerne gehen wollten. Was mir an dem Schauspiel, zu dem ich als Zuschauer kam, am einzigartigsten erschien, war die Selbstsicherheit der jungen Schauspieler. Komödianten, die auf den Brettern der Bühne gealtert sind, hätten nicht mehr Gelassenheit, Temperament und Kaltblütigkeit gezeigt als diese Kinder. In Anwesenheit eines zahlreichen Publikums, teilweise aus hohen Persönlichkeiten, hatten sie weder Schüchternheit noch Unbeholfenheit erkennen lassen.

Diese Kühnheit mißfiel mir überhaupt nicht. Ich schätze außerordentlich die Zurückhaltung, liebenswerte Tugend

der Kinder, wie ein altes Sprichwort besagt; aber die Schüchternheit ist allzu häufig nur eine besondere Form der Eitelkeit. Meiner Meinung nach soll sich ein Kind, das seine Lektion gut gelernt hat und sicher ist, nicht zu straucheln, sein Können auch mutig vorführen. Seine Selbstsicherheit ist nur Naivität und Beweis des Vertrauens, das es in seine Lehrer hat.

Überall auf unserem Weg herrschte eine außergewöhnliche Lebhaftigkeit und gleichzeitig eine perfekte Ordnung in der Stadt. Im Vorübergehen sahen wir einen Gaukler, einen Wahrsager, eine Frau, die gezähmte Vögel zeigte, einen Mann, der für einige *cenis* (kleine Kupfermünzen) eine riesenhafte Wildkatze sehen ließ. Wegen der Grazie, mit der es ausgeführt wurde, erregte ein Kunststück mein besonderes Interesse: Ein Gaukler zeigte einen Papierschmetterling, der aber so vollkommen nachgebaut war, daß man aus einigen Schritten Entfernung glauben konnte, es sei ein lebendiges Insekt. Er warf diesen Schmetterling in die Luft, danach hielt er ihn mit geschickten Schlägen seines Fächers über seinem Kopf, ließ ihn Kurven fliegen, steigen und sinken, und verlieh ihm in all seinen Bewegungen den Schein eines belebten Wesens; zum Schluß ließ er den Schmetterling recht weit in die Höhe steigen, von wo er langsam, seine großen Flügel dienten ihm als Fallschirm, auf eine Blume in der Hand des Gauklers zurückfiel.

Der Zirkus der Ringer, wohin wir uns nun begaben, war, obgleich geräumig, von Zuschauern überfüllt; aber man hatte uns gute Plätze reserviert, von wo man alles, was geschah, bequem sehen konnte. In der Mitte gab es ein rundes Podium, zwei Fuß über den Boden erhoben und von einem Durchmesser von ungefähr zwanzig Fuß. Der Boden war versehen mit einem Bett aus Stroh, und dieses wieder mit einer dicken Schicht aus feinem Sand bedeckt, um Stürze abzufangen oder weniger gefährlich zu machen. Die Fläche der Arena war leicht konkav. Ich habe noch nie so dicke und beleibte Männer gesehen wie diese Ringer; es waren wahrhaf-

tige Kolosse, jeder ein Bacchus von sechs Fuß, von denen der dünnste zweihundert Pfund wog, und deren Anführer, wie man mit Stolz sagte, dreihundertvierzig Pfund erreichte. Die Auswahl mag bizarr erscheinen, ist aber durch die Natur des Sports begründet, wie ihn die japanischen Ringer ausüben müssen. Herr der Arena zu bleiben und seinen Gegner dort hinauszustoßen, ist das Ziel des Kampfes. Um dies zu erreichen, ist eine starke Beileibtheit von gewaltiger Hilfe, und deswegen rekrutieren sich die Ringer aus den schwersten Männern, die man finden kann. Diejenigen, deren Wettkampf wir sahen, waren fast nackt, denn sie trugen nichts als einen schmalen Gurt aus grüner Seide um die Lenden gebunden; in Hockstellung entlang des Podiums, stumpfsinnig und düster vor sich hinblickend, boten sie einen außergewöhnlichen, aber keineswegs angenehmen Anblick. Einer der Kämpfe war gerade zu Ende, als wir im Zirkus Platz nahmen. Ein Offizier trat auf das Podium und sagte dem Publikum an, wer die beiden Athleten waren, die erscheinen würden, danach las er von einem Papier eine lange Liste von Eigennamen und Zahlen; es war der Stand der unter den Zuschauern für den nächsten Kampf angesagten Wetten, die, nach japanischem Brauch, dem Aufseher des Festes mitgeteilt wurden. Sie wurden mit lauter Stimme verlesen, um den Kampfesifer der Ringer anzustacheln. Nach der Verlesung trat der Offizier beiseite, um den Platz in der Mitte der Arena frei zu geben; zwei Ringer traten hervor und stellten sich, nachdem sie das Publikum begrüßt hatten, indem sie die Arme über ihre Köpfe hoben, für den Kampf auf. Die Vorbereitungen dauerten lange; die damit wohl vertraute Menge beklagte sich nicht, aber die Ausländer verloren die Geduld, ihr Ausruf *hääikko* (beeilt euch) war mehr als einmal zu hören, zur großen Freude der Japaner, die deswegen laut auflachten. Zu Beginn verteilten die Ringer einige Reiskörner und Wassertropfen in der Arena, um sich den Gott der Gladiatoren wohlgesonnen zu machen, danach feuchte-

ten sie ihre Schultern, ihre Arme und ihre Beine leicht an, trockneten sich die Hände mit Sand, führten groteske Bewegungen aus, die zweifellos den Zweck hatten, die Glieder geschmeidig zu machen. Schließlich postierten sie sich Auge in Auge in der Mitte der Arena in der Haltung von Männern, die sich gleich mit all ihren Kräften den Weg freikämpfen werden. Wie sie dort auf den Spitzen ihrer großen Füße niedergehockt kauerten, die Ellenbogen an den Körper gepreßt, den Hals eingezogen, den Oberkörper ein bißchen nach vorne geneigt, war ihre Haltung grotesk und bedrohlich zugleich. Auf ein vom Festkommissar gegebenes Zeichen stießen die beiden Männer einen rauhen Schrei aus und warfen sich aufeinander, jeder mit dem Ziel, seinen Gegner auf den Rücken zu werfen. Der Aufprall muß fürchterlich gewesen sein, das Krachen hallte im Zirkus gedämpft wider, und das Fleisch der Kämpfer war dort, wo sie getroffen worden waren, sofort von einer lebhaften Röte überzogen. Aber der Schlag war mit soviel Geschicklichkeit geplant, daß die Folgen sozusagen neutralisiert waren. Die beiden Männer waren voneinander abgeprallt wie zwei träge und gleichschwere Massen, die mit der gleichen Geschwindigkeit gegeneinander geworfen werden. Sie gingen sofort wieder zum Angriff über, stießen mit allen Kräften um die Wette; jeder machte gewaltige Anstrengungen, um alleiniger Herr der Arena zu sein. Nach einigen erfolglosen Versuchen verzichteten sie darauf, den Kampf auf diese Weise zu beenden, und unter gewaltigem Applaus der Menge, die die Phasen des Kampfes mit fieberhaftem Interesse verfolgte, packten sie sich schließlich Körper an Körper. Das war wirklich ein packendes Spektakel, diese beiden nackten Kolosse, eng vereint in einer gewaltigen Umschlingung, Schulter gegen Schulter, Brust gegen Brust, die Arme verflochten, die Beine gespreizt und ohne einzuknicken das enorme Gewicht haltend, das auf ihnen lag. Die Glieder wurden hart, die gespannten Muskeln zeichneten sich mit großer Deutlichkeit ab. Keiner von ihnen war bis-

her ins Wanken gebracht. Auf einmal faßt einer den anderen am Gürtel, mit einem Arm hebt er ihn von der Erde hoch und hält ihn mehrere Sekunden in der Luft, dann schleudert er die Masse mit Gewalt aus der Arena heraus und läßt sie unter die anderen Ringer rollen, die, wie das Publikum, interessiert alle plötzlichen Wendungen des Kampfes verfolgt haben. Keuchend, stolpernd und schweißtriefend bewegt sich der Sieger in die Mitte des Zirkus, grüßt mit erhobenen Armen und zieht sich unter dem Tosen des endlosen Beifalls zurück.

Die japanischen Athleten, *soumos* genannt, bilden eine besondere Kaste. Sie erfreuen sich eines gewissen Ansehens. Die Bürger sind sehr stolz, in ihrer Begleitung gesehen zu werden, und sie laden sie zum Rauchen und Trinken zu sich ein; sogar die Adeligen finden es nicht unter ihrer Würde, mit ihnen zu verkehren. Es gibt verschiedene Gesellschaften von Ringern. Der Meister einer Gesellschaft ist gleichzeitig deren Oberhaupt; er besitzt wie die Helden des englischen *ring* einen Ehrengürtel, der ihm normalerweise vom Herrn seiner Heimatprovinz überreicht worden ist, den er sich am Beginn und am Ende eines jeden Kampfes umlegt. Der Kampf als Beruf wird nicht frei ausgeübt. Jeder Athlet muß in eine Gesellschaft aufgenommen sein, und er ist genötigt, mit dem Lohn zufrieden zu sein, den er dort erhält; das Oberhaupt behält den Löwenanteil des Gewinns ein. Trotzdem ist er nicht alleiniger Herrscher über seine Truppe; er ist seinerseits abhängig in der Hierarchie vom König der Ringer, der der Großen Gesellschaft von Yedo oder Kioto vorsitzt, und zahlt ihm einen jährlichen Tribut. Die Oberhäupter der Gesellschaften haben den Rang eines Offiziers und tragen zwei Schwerter, Kennzeichen des japanischen Adels. Sie sind unaufhörlich unterwegs und begleiten ihre Truppen in die verschiedensten Provinzen und halten sich in den großen Städten für eine von der Obrigkeit festgelegte Zeit auf. Sie erhalten viel Geld, denn die Japaner sind enthusiastische Freunde ihrer Kämpfe.

Wir verließen den Zirkus, nachdem wir verschiedenen Kämpfen beigewohnt hatten, und kehrten zurück in die Straßen. Die Menge hatte sie verlassen und füllte wieder die Häuser, wo man sich den Freuden der Tafel hingab. Hier und da sahen wir vom *sakki* (Reisschnaps) erhitzte Gesichter, einige Individuen zeigten, singend und mit lauter Stimme lachend, daß sie schon nicht mehr Herr ihres Verstandes waren; überall aber herrschte bei den Menschen eine joviale und friedvolle Stimmung. Wir hielten vor einigen Häusern an, und jedesmal beeilte man sich, uns hereinzubitten und uns Essen und Trinken anzubieten. Wir lehnten diese Einladungen ab, denn unser Begleiter, der Offizier, hatte uns mitgeteilt, er wolle uns noch zu einem besonders interessanten Ort führen. Da das *madzouri* in der Umgebung des Viertels Decima gefeiert wurde, gelegen in einem der Außenbezirke Nagasackis, führte er uns zurück durch den bevölkerungsreichsten Teil der Stadt. Nachdem wir ein solides, von Soldaten bewachtes Tor durchschritten hatten, befanden wir uns am Eingang einer Straße von ganz eigenartigem Anblick. Diese Straße war lang, sehr breit, still, düster und fast menschenleer. Die an ihr liegenden Häuser sahen ganz anders aus als die, die ich bisher gesehen hatte: Sie waren geräumiger als die Wohnungen der Kaufleute und Handwerker, aber es fehlte dort das große Tor, das als Eingang zu den vornehmen Privathäusern des Adels dient. Starke Holzgitter verhinderten den Zutritt, erlaubten aber zu beobachten, was sich im Inneren ereignete. Man betrat sie durch niedrige und massive Türen, die rechts oder links in die Fassaden eingelassen waren. Alles trug dazu bei, diesem abgesonderten Ort einen eigenartigen und mysteriösen Charakter zu verleihen. Der Tag war zur Neige gegangen. Hier und da zündete man Papierlaternen an. Die Passanten gingen schnell, und viele unter ihnen machten den Eindruck, sich zu verstecken, denn trotz ziemlich starker Hitze hatten sie sich den Kopf mit großen Tüchern umwickelt, die von den Gesichtern nur die

Augen frei ließen. Man hatte uns in den Stadtteil mit dem schlechtesten Ruf geführt, mitten in das Viertel der *djoro-jas* oder Teehäuser. Die japanische Prostitution hat einen so außergewöhnlichen Charakter, ihr Einfluß auf die öffentlichen Gewohnheiten ist so gewaltig, sie hat schließlich zu so falschen Interpretationen Anlaß gegeben, daß es trotz der Schwierigkeiten dieses Themas kaum möglich ist, nicht auf einige unverzichtbare Einzelheiten dieser leider charakteristischen Seite des örtlichen Lebens einzugehen.

Wir hatten uns einem dieser *djoro-jas* genähert und erkannten durch die Stäbe des Gitters einen geräumigen Saal, ausgelegt mit Bambusmatten und schwächlich beleuchtet von vier großen bunten Papierlaternen. Um uns herum befand sich ein Dutzend Japaner, die, an das Gitter gelehnt, wie wir das Innere des Raumes inspizierten. Dort waren acht junge Mädchen, herrlich gekleidet in lange Gewänder aus kostbaren Stoffen; nach japanischem Brauch auf ihren Fersen sitzend, verharrten sie aufrecht und unbewegt, die Augen auf das Gitter gerichtet, das uns von ihnen trennte. In ihren glänzenden Blicken hatten sie diese sonderbare Starrheit von Menschen, die nicht wahrnehmen, was sie sehen. Ihre schönen, rabenschwarzen Haare waren kunstvoll frisiert und mit Kämmen aus gelbem Schildpatt geschmückt. Sie waren in der frühen Jugend: Die älteste zählte kaum zwanzig Jahre, die jüngsten wenig mehr als vierzehn. Einige fielen durch ihre Schönheit auf, aber alle hatten eine resignierte, müde, vor allem gleichgültige Ausstrahlung, die sich schlecht mit ihren jungen Gesichtern vertrug, und die zu sehen weh tat. Ausgestellt wie interessante Tiere bei einer Tierschau, von jedem Schaulustigen nach Lust und Laune begafft und begutachtet und an den Nächstbesten verkauft oder vermietet – diese Unglücklichen boten einen Anblick, der bei mir den peinlichsten Eindruck erweckte. Eine alte Frau erschien am Eingang des Saales und sprach einige Worte; eines der Mädchen stand gleich auf, aber mit der Schwerfälligkeit eines Au-

tomaten. Es war diese Art von Bewegung ohne Geist, wie bei dressierten Tieren, die auf Anweisung ihres Herrn bestimmte Kunststücke ausüben, die sie gewöhnt sind.

Wir durchschritten die Tür neben dem Gitter und durchquerten einen schmalen, dunklen Gang, der an beiden Enden geschlossen war und zu einem großen, einige Fuß über der Erde erhöhten Saal führte. Die Verlängerung des Gangs, durch den wir eingetreten waren, teilte ihn in zwei ungleiche Hälften. Auf der Rechten sahen wir ungefähr dreißig Personen; es waren Kinder von acht bis vierzehn Jahren, junge Mädchen und Frauen, deren Alter schwer zu bestimmen war, da nun einmal die Japanerinnen, wenn sie die dreißig überschritten haben, häufig älter erscheinen als sie in Wirklichkeit sind. Vor allem auf den Mißbrauch der sehr heißen Bäder, häufig genommen, ist diese frühzeitige Alterung zurückzuführen. Einige der kleinen Mädchen schiefen schon tief, den Kopf auf Kissen aus gepolstertem Holz gebettet. Die, die noch auf waren, trugen zu Ehren des *madzouri* ihre prunkvollsten Kleider. Frauen und junge Mädchen saßen essend und trinkend, rauchend und plaudernd um das Kohlebecken.

Bei unserer Ankunft kam uns eine alte, sauber gekleidete Frau entgegen und fragte uns, was wir begehrteten. Der Offizier, unser Führer, antwortete, daß wir Tänzerinnen und Sängerinnen sehen wollten und daß man uns eine Mahlzeit am schönsten Platz des Hauses bereiten solle. Die Alte begleitete uns nun quer durch einen mit schönen Bäumen bewachsenen Garten bis zu einem Pavillon, wo sie farbige Laternen und ein Dutzend schlechter Kerzen aus Pflanzenwachs auf eisernen Leuchtern anzündete. Das Parterre des Pavillons bildete nur einen einzigen Raum; die erste Etage teilte sich dagegen in eine große Anzahl von Zimmern oder eher Zellen auf, voneinander durch mit Papier bespannte Rahmen geteilt. Die Matten, die die Planken verdeckten, waren überall sehr sauber und von hervorragender Qualität; das Papier der

Wände war neu; zierliche Holzskulpturen schmückten die Pfeiler und den Türsturz. Alles in allem bildete der Pavillon, in dem wir uns befanden, eine sehr angenehme japanische Wohnung. Die Frau, die uns begleitet hatte, eine Art Aufseherin, die man *o-bassan* nennt, entfernte sich, nachdem sie unsere Bestellungen aufgenommen hatte. Bald kam sie zurück, begleitet von drei kleinen Mädchen, die, wie sie selbst, Tischchen aus schwarz lackiertem Holz trugen, Schalen aus demselben Material, aber in unterschiedlichen Farben, Tassen und Flaschen aus Porzellan, kurz alles für eine Mahlzeit notwendige Gerät. Sie gingen und kamen, gewissenhaft und geschäftig; andere kleine Begleiterinnen gesellten sich zu ihnen, und nach einigen Minuten hatten wir ein sehr gutes japanisches Abendessen vor uns. Es bestand, wie die Mahlzeiten, die ich schon eingenommen hatte, aus harten Eiern, Hummer, rohem und gekochtem Fisch, Reis, Früchten und Süßigkeiten; der süße Wein aus Osakka, der *sakki* und der Tee waren nicht vergessen worden. Die Speisen waren appetitlich und gut angerichtet, und wir wurden von den kleinen Serviererinnen mit Geschicklichkeit und Gefälligkeit bedient. Diese Kinder, bekannt unter den Namen *kabrousses* oder *kamérons*, werden von den *djoros* (Kurtisanen) und der *o-bassan* ausgebildet und sind ausersehen, diese und die Personen, die ins Haus kommen, zu bedienen.

Während des Abendessens sahen wir mehrere junge Mädchen eintreten, das waren die *djoros*. Sie stellten sich eine nach der anderen vor und machten vor uns eine tiefe Verbeugung, indem sie sich hinknieten und den Boden mit der Stirn berührten, dann zogen sie sich in eine Ecke des Raumes zurück. Auf unsere Einladung hin setzten sie sich zu uns und nahmen bescheiden an unserer Mahlzeit teil. Überdies waren sie still und zurückhaltend und gaben auf unsere Fragen nur schüchterne Antworten. Ihre Kleider unterschieden sich

von denen der jungen Japanerinnen nur durch den Preis und die Pracht der Stoffe. Einige hatten in ihr Haar Kämme aus Schildpatt von bester Qualität gesteckt.¹¹

Nach dem Abendessen trugen die kleinen Mädchen ab, und andere Personen traten in den Saal ein. Es waren vier *ghékos* oder Sängerinnen, deren Kleider an Pracht mit denen der *djoros* wetteiferten; jede von ihnen hielt ein *sam-sin* in der Hand, das Lieblingsinstrument der Japaner. Nachdem sie ihre *sam-sins* gestimmt hatten, begannen sie zu spielen; um die Saiten zu schlagen, bedienten sie sich eines Stücks Elfenbein, in Form eines Beils. Die japanische Musik hält dem Vergleich mit der unsrigen nicht stand, jedoch erkennt man in den volkstümlichen Liedern einige einfache und angenehme Motive. Man muß auch anerkennen, daß die Japaner eine Begabung für musikalisches Gehör haben, sie spielen und singen in perfektem Einklang und halten mit Genauigkeit den häufig sehr schwierigen Rhythmus ihrer Melodien. Auf Anweisung der *o-bassan* erhoben sich die jungen Mädchen, um einzeln oder zu mehreren Tanzschritte vorzutragen. Ihre unnatürlichen Gesten, ihre bizarren Verrenkungen harmonierten sehr wenig mit den Vorstellungen, die wir von Anmut haben. Aber diese geschmeidigen und genauen Bewegungen paßten genau zum Charakter der Musik, die, bald langsam und traurig, bald schnell und laut, als Begleitung zu einem von den *ghékos* rezitierten Gedicht diente. Nach dem Tanz, der recht lang gedauert hatte, gab es einen Moment der Erholung und Ruhe. Die *ghékos* nahmen alle gerne die Kuchen und den *sakki* an, die wir ihnen als Dankesbezeugung reichen ließen; die Tänzerinnen begannen, ermutigt durch die *o-bassan*, ein wenig aufzutauen und sich leise zu unterhalten. Einige waren sehr hübsch; was mich jedoch stärker beeindruckte, war die Ausstrahlung von Bescheidenheit, welche sie alle zierte. Wenn

¹¹ Eine große Haarnadel aus gelbem Schildpatt kostet zwischen 100 und 1000 Francs.

man sie so schüchtern und zurückhaltend sah, hätte man sie für ehrbare Bürgerstöchter halten können. Eine einzige fiel durch eine Keckheit ihres Benehmens auf, die ganz und gar im Widerspruch zu ihrer bleichen und vornehmen Gestalt stand. »Das ist nicht weiter erstaunlich«, sagte ein Freund, als ich ihm von meinem Eindruck berichtete, »dieses Mädchen gilt als eine Schönheit à la mode und ist sehr begehrt. Letztes Jahr war sie mehr als schüchtern, nach einigen Monaten in Decima und Oora ist sie gerade durch den regelmäßigen Verkehr mit unseren Landsleuten geworden, wie Sie sie erlebt haben. Sie können als allgemeine Regel annehmen, daß die Eingeborenen im steten Kontakt mit uns moralisch degenerieren.« Wie läßt sich dieses für unsere Selbstachtung wenig schmeichelhafte Phänomen begründen? Dem nachzugehen ist hier nicht der Ort, aber ich muß bestätigen, daß in Japan wie in China überall dort die gute, freundliche, ursprüngliche Gesellschaft verschwunden ist, wo der Einfluß der Europäer herrscht. Die *coulies* (Lastträger) von Decima sind unverbesserliche Diebe, die Kaufleute von Yokohama werden von Tag zu Tag unverschämter, und die Japanerinnen, die verpflichtet sind, die Gesellschaft der Ausländer über sich ergehen zu lassen, verlieren dort sehr schnell die Bescheidenheit, die ihre wesentliche Anmut ausmacht.¹²

Den Zustand der Moral oder Unmoral der *djoros*, in deren Gesellschaft ich mich befunden hatte, kann ich nur als *Zustand der Unbewußtheit* definieren. Jedes moralische Gesetz gründet sich auf Bewußtsein. Wo ein solches fehlt, kann

¹² Ich möchte mich nicht einigen meiner Vorgänger anschließen, die, nachdem sie die Gastfreundschaft der Europäer im Fernen Osten genossen hatten, den Stein auf sie werfen und sie anklagen, es mangle ihnen im Umgang mit den Eingeborenen an Billigkeit, Takt und Würde. Die Fremden, die in China und Japan ansässig sind, bilden sehr ehrbare Gemeinschaften. Wenn das Geld, das der Handel in Umlauf bringt, auf die Eingeborenen, mit denen sie in Kontakt stehen und die meist den niedrigsten gesellschaftlichen Schichten angehören, einen traurigen Einfluß hat, wäre es ungerecht, die Europäer für ein Resultat verantwortlich zu machen, das durch ihren Willen nicht zu beeinflussen ist.

es Moral oder Unmoral nicht geben. Es ist sicher, daß das Leben der *djoros* nichts beinhaltet, was das japanische Gewissen verletzt. In einem der ehrwürdigsten Tempel von Yedo, dem Tempel von Akatsa oder Quanon-sama, hängen in der Nähe des Altars Bilder von *djoros*, die wegen ihrer Schönheit und Mildtätigkeit berühmt sind. Man zeigt sie den in die Teehäuser verkauften Mädchen als Vorbilder. In der großen Stadt Simonoseki gibt es ein wahrhaftes Kloster von *djoros*,¹³ das von der Frau eines ehemaligen Kaisers von Japan gegründet wurde, um zu den Kosten eines Krieges gegen rebellische Untertanen beizutragen. – Eine *djoro* kann gewissermaßen nicht gesellschaftlich absteigen und kann über den Weg einer ehrenvollen Heirat wieder in die Gesellschaft eintreten. Soweit ich weiß, hat sich das während meines Aufenthaltes in Japan dreimal zugetragen und erklärt sich durch die besondere Beschaffenheit der *Institution*, der die *djoros* angehören.

Ist eine arme Familie zu kinderreich oder durch den Tod des Ernährers ihrer Haupteinkommensquelle beraubt, werden die zu dieser Familie gehörenden Töchter oftmals irgendeinem Teehaus übergeben. Man setzt in diesem Falle zwei Arten von Vertrag auf, abhängig davon, ob das Mädchen noch im Kindesalter oder schon heiratsfähig ist. Im letzteren Fall, dem viel selteneren, wird das junge Mädchen für eine bestimmte Anzahl von Jahren an das Teehaus vermietet, und seine Familie erhält eine Summe zwischen 10 und 20 *rios* (100 bis 200 Francs) pro Jahr, die eine bedeutende Vermehrung des Einkommens darstellt. Wenn das Kind jung ist, wird der Verkaufspreis mit einem Mal gezahlt und überschreitet im Ganzen 50 oder 100 Francs nicht; darüber hinaus verpflichtet sich der Erwerber, für alle Bedürfnisse des Kindes aufzukommen und ihm eine gute Ausbildung zu geben. Bis zur Heiratsfähigkeit wird das Mädchen gekleidet und ernährt; man bringt ihm Lesen und Schrei-

¹³ Die Mädchen, die dort zugelassen sind, legen ein Gelübde ab, es nicht mehr zu verlassen.

ben, Tanz, Gesang und das *Sam-sin*-Spiel bei, kurz alles, was einem gut erzogenen Mädchen ansteht. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren sollte ihre Erziehung abgeschlossen sein. Man macht dann aus ihr eine *ghéko* (Sängerin), eine *o-doori* (Tänzerin) oder gar eine *djoro*; sie fügt sich in einen dieser Zustände, ohne das Recht oder den Gedanken zu haben, sich zu beklagen. Ihr Wille spielte keine Rolle, da sie als *kaméron* (kleines Mädchen) dem Teehaus übergeben wurde; ihr Wille kann sich auch weiterhin keine Geltung verschaffen, denn sie muß sich von den Schulden befreien, die sie gemacht hat, indem sie einige Jahre lang von ihrem Meister versorgt und unterrichtet wurde, was ihr nicht zustand. Sie ist Opfer der Notlage oder der Gier ihrer Eltern, die, als ihre natürlichen Herren, sie mit einem rechtmäßigen Vertrag für eine festgesetzte Zeit an den Besitzer des Teehauses abgegeben haben. Seitdem ersetzt dieser die Eltern, er wird ihr vollkommener Herr, und er hat das Recht, über sie wie über eine Sache zu bestimmen. Was sie macht, *ghéko*, *o-doori* oder *djoro*,¹⁴ sie ist nur eine Sklavin, deren Leben sich im Wort ›gehorschen‹ erschöpft; sie handelt unter dem Antrieb eines anderen, sie führt seine Befehle aus, sie arbeitet für ihn, sie behält nicht die kleinste Münze zurück von all dem Geld, das ihr trauriger Stand ihr einbringt. In Wahrheit ist sie also ein sehr bedau-

¹⁴ Die *ghékos* und *o-dooris* legen ein Keuschheitsgelübde bis zu ihrer Hochzeit ab, die nicht stattfinden kann, ehe sie nicht das Teehaus verlassen haben. Dieses Gelübde wird nicht immer gehalten, und ein Übertreten wird allgemein mit Nachsicht beurteilt. Das Gesetz gibt allerdings dem Besitzer einer Sängerin oder Tänzerin das Recht, sie schwer zu bestrafen, wenn sie den Verpflichtungen, die er für sie eingegangen ist, nicht nachkommt. Es gibt auch außerhalb der Teehäuser *ghékos* und *o-dooris*, die ihren Beruf frei ausüben. Die Musikerinnen haben, wie die Ringer, ihre Oberhäupter in Yedo und Kioto. Bestimmte populäre Melodien, die sie spielen, sind Allgemeingut, für andere müssen sie, wenn sie sie öffentlich vortragen, einen ziemlich hohen Tribut, eine Art Aufführungsrecht, an die Vorsteher der japanischen Musiker zahlen. Die wichtigsten Musikinstrumente sind das *sam-sin*, eine dreisaitige Gitarre, die *koto*, eine dreizehnsaitige Mandoline, das große *sam-sin*, auf dem man Rezitationen epischer Gedichte begleitet, das *kokiou*, ein Cello mit vier Saiten, die *bi-woua*, eine viersaitige Gitarre, die allein die Priester zu spielen berechtigt sind, sowie die Querpfife, die Handtrommel und die große Trommel.

ernswertes Geschöpf, es ist inhuman, sie dafür zu verachten, daß sie ihren beschämenden Beruf ausübt. Im Alter von 24 oder 25 Jahren sollte sie, nach dem Inhalt des Vertrages, der sie an das Teehaus gebunden hat, wieder ihre eigene Herrin werden und ihre Unabhängigkeit erlangen. Das ist aber nicht die gewöhnliche Abwicklung dieser Art von Handel, sofern sie nicht von Natur aus häßlich oder unbegabt ist; denn das ist fast die einzige Möglichkeit, zu der abgemachten Zeit frei zu sein. Wenn sie jedoch hübsch ist, mißbraucht der Herr ihre Unwissenheit, um sie in seiner Macht zu behalten; er zieht sie in Schulden, indem er ihr üppigere Kost bietet oder ihr teureren Schmuck und Kleiderstoff verkauft, als zu ihrer vertraglichen Ausstattung gehören. Nur wenige von ihnen haben genug Kraft, um so anziehenden Versuchungen zu widerstehen. Sie verschulden sich, und da sie am Ende ihrer Verpflichtung nichts anderes auf der Welt besitzen als ihren Körper, sind sie gezwungen, ihn für eine neue Frist zu verkaufen, um frei zu werden. Also geschieht es diesen unglücklichen Geschöpfen durch eine Verkettung von Umständen, gegen die sie machtlos sind, daß sie in eben dem Haus verscheiden, in das sie als kleines Mädchen eingetreten sind, wo sie ihre Jugend in einem schandhaften Gewerbe verloren haben und wo sie, alt und häßlich geworden, einen letzten Zufluchtsort als Dienerin (*kots-koi*), als Aufsicht (*o-bassan*) oder als Lehrerin des Tanzes oder der Musik finden. Man sieht hier und da einige von ihnen, deren Anmut und deren Qualitäten Männer in ihren Bann ziehen, die sie auslösen, indem sie ihre Schulden bezahlen, aber die Mehrzahl schickt sich darein, in dem Zustand zu sterben, in dem sie gelebt hat.¹⁵

Einige Tage nach der Feier des großen *madzouri* sagte mir Herr W., daß sein Dampfschiff, die *Saint-Louis*, zum Aus-

¹⁵ Die *djoro-jas* (Teehäuser) und alle Personen, die sie bewohnen, stehen unter der Überwachung durch die Polizei. Eine *djoro* kann nicht auf der Straße spazieren gehen, ohne mit einem *fouddé* versehen zu sein, einer Art Ausweis, der jeden Monat erneuert werden muß und für den der Besitzer des Teehauses eine ziemlich beträchtliche Summe bezahlen muß.

laufen bereit sei. Ich nahm Abschied von meinen Freunden aus Decima und Oora und stieg dann, um meinem Geist die angenehmste Erinnerung an die reizvolle Stadt, die ich verlassen würde, einzuprägen, das letzte Mal auf den Hügel in der Mitte Nagasackis, an dessen Fuß sich das englische Konsulat befand. Das war im Monat Oktober. Die Natur hatte noch nichts von ihrer Frische und Lebhaftigkeit verloren und entfaltete vor meinen Augen einen bezaubernden Horizont. Von einer 800 Fuß über dem Meer gelegenen Plattform aus sah ich zu meiner Rechten die herrliche Bucht von Nagasacki ausgebreitet; sie war übersät von Dschunken und Schiffen und in alle Richtungen durchkreuzt von Kähnen, deren große weiße Segel sich in der Brise des Abends blähten, während sie leise über das tiefblaue Wasser glitten. Zu meinen Füßen lagen Oora mit seinen Wohnhäusern im europäischen Stil, Nagasacki mit seinen langen Straßen, seinen kleinen, weißen Häusern, seinen unzähligen Tempeln, deren großartige Bedachung in der untergehenden Sonne leuchtete, dann Decima, die Fabrik von Akonoura, Inassa und die russische Siedlung; und etwas weiter, im Norden der Bucht, die weite Ebene, bestreut mit kleinen Marktflecken und strohgedeckten Häusern, wo ich so angenehme Spaziergänge unternommen hatte. Zu meiner Linken, im Süden, kamen Inseln ohne Zahl zum Vorschein, die einen grün, bewirtschaftet, bedeckt mit Feldern, Wäldern und Dörfern, die anderen nackt und menschenleer. Das Meer umgab sie alle wie eine grenzenlose Umfassung aus Blau und Gold: Es war schön und mütterlich, und ich vergaß, wie oft ich es wütend gesehen hatte, Schrecken und Verwüstung bringend.

Auf diese Art hat sich in meinem Geist gelöscht, was ich bei meinem Aufenthalt in Japan Trauriges gesehen hatte; aber die Erinnerung an die unvergleichliche Schönheit dieses Landes und an seine sanfte und intelligente Bevölkerung sind in meinem Gedächtnis lebendig geblieben.